



„Ich wurde ausgetauscht –  
gegen einen Hund“

**Warum „Kinski“ von dreckverkrusteten Schuhen träumt, sich vor seinem Briefkasten fürchtet und keine Angst vor der Apokalypse hat.**

Dieser Tag beginnt mit einer typischen Interviewsituation. Der Protagonist sucht sich einen Platz aus, es wird Kaffee eingegossen. Zum Warmwerden werden harmlose Fragen gestellt: „Hast du gut hergefunden?“, „Trinkst du mit Milch oder Zucker?“, „Wasser mit Sprudel oder ohne?“ So weit erst einmal nicht ungewöhnlich. Mit einem Unterschied: Nicht die Autorin stellt hier die Fragen, er tut es.

Lässig zurückgelehnt, einen Arm locker auf der Sofalehne abgelegt, arbeitet der 43-Jährige seinen Fragenkatalog ab. Dabei blickt er interessiert durch die gewölbten Gläser seiner runden Brille, seine grauen Augen wirken weise und groß wie die einer Eule. Schnell lenkt er das Gespräch geschickt auf die Hörspiele aus seiner Jugend: „Was glaubst du, wer mein Liebling aus den ‚Drei ???‘ ist?“ Er beantwortet

*Aus: Wiebe Bökemeier: "Wir, 'Kinski' und ich. Alltag im Ausnahmezustand. Im Porträt: Menschen mit psychischen Erkrankungen" (Pestalozzi-Stiftung Hamburg 2019) 12,90 Euro, ISBN 987-3-00-063467-3, Bestellungen im Einzelhandel und über [info@pestalozzi-hamburg.de](mailto:info@pestalozzi-hamburg.de)*

die Frage selbst: „Natürlich der Dicke, Justus Jonas.“ Er lacht, hakt seine Daumen unter seine Hosenträger und lässt sie auf seinen vorgewölbten Bauch schnellen.

„Aber jetzt mal Schluss mit lustig“, sagt er plötzlich ernst und fährt sich mit gespreizten Fingern durch seinen blonden Igelschnitt. Dann reibt er die Handflächen raschelnd aneinander und erkundigt sich mit sanfter Stimme und hochgezogenen Augenbrauen: „Und du? Guckst du vielleicht im Fernsehen die Serie ‚Criminal Minds‘? So was guck ich am liebsten. Da töten so richtig irre Serientäter ...“ Beim letzten Satz verengen sich seine Augen zu schmalen Schlitzern. Er zeigt die Zähne, ohne zu lächeln. „Gut zum Üben ...“, murmelt er leise. Dabei huscht sein Blick zur geschlossenen Tür. Er sinniert: „Ob uns hier eigentlich jemand hören kann?“ Im Besprechungsraum der Begegnungsstätte der Pestalozzi-Stiftung Hamburg ist für einige Augenblicke nur das Gezwitscher der Vögel durch das geöffnete Fenster zu hören.

Dann prustet der 43-Jährige, der sich für dieses Buch das Pseudonym „Kinski“ aussuchte, los und versichert, er tue keiner Fliege etwas zuleide. So verrückt sei er nicht, er habe nur einen Witz gemacht.

Kinski liefert keine Offenbarung ohne Scherz, kein Drama ohne Komödie. Als müsse er jeder Katastrophe seines Lebenslaufs etwas Lustiges zur Milderung beimengen, um sie für die Außenwelt erträglicher zu machen. Wie es ihm wirklich geht, ist gut versteckt unter dem Deckmantel des Humors. „Eine prima Tarnung“ sei das. Was nicht bedeute, dass er keinerlei psychische Probleme habe, betont er. Er habe zwar noch nie in die Balla-Burg gemusst, so bezeichnet er die geschlossene Abteilung in der Psychiatrie, aber er habe ernsthafte Sorgen. Deshalb besuche er auch oft die Bematschten-Clubs, wie er die Angebote der Pestalozzi-Stiftung Hamburg nennt. Das helfe ihm, Kontakte zur Gesellschaft aufrechtzuerhalten. Kinski kocht mit den anderen Klienten der Ambulanten Sozialpsychiatrie gedünsteten Fisch oder „Freestyle“, spielt Uno oder Mensch ärgere dich nicht mit ihnen, hilft beim Abräumen der Kaffeetafel des Klönschnack-Angebots und trifft seine Betreuer Frieda und Peter. Die Gespräche mit den beiden lässt er so gut wie nie ausfallen. Sie seien schließlich seine ganz persönlichen Brieföffner, begründet er seine Zuverlässigkeit und zwinkert verschwörerisch.

Dann strafft er die Schultern und erklärt mit ernster Miene: „Also das kann ich nicht allein. Ich meine, Briefe zu öffnen. Ich bekomme dann Panik, Herzrasen.“ Allein der Gedanke an Post

„Willst du jetzt wissen, wie alles anfing?“

von den Behörden schnüre ihm den Hals zu, so Kinski. Grund dafür sei seine ausgewachsene Beamtendeutsch-Legasthenie. Mittlerweile schafft er es, seinen Briefkasten zu leeren und die Post mit in die Begegnungsstätte zu bringen, um sie gemeinsam mit Peter oder Frieda aufzumachen und auch zu beantworten. Das sei ein großer Schritt für ihn gewesen, sagt der 43-Jährige und fügt hinzu: „Meine Nachbarn sollen schließlich nicht dauernd beim Anblick des überquellenden Briefkastens denken: Ist der Dicke aus dem zweiten Stock jetzt endlich mal tot?“

Auf diesen ernst gemeinten Witz erkundigt sich Kinski mit einem vorsichtigen Lächeln: „Willst du jetzt wissen, wie alles anfing?“ Er tippt die Fingerspitzen aneinander, als suche er den richtigen Knopf, der ihn in die Vergangenheit katapultiert. Dann legt er die Hände auf die Knie und sagt bestimmt: „Wir gehen erst mal dahin, wo es am meisten weh tut. In meine Jugend. Dann haben wir das hinter uns.“ Er erzählt, dass er mit elf Jahren ins Heim kam. Sein Stiefvater sei genervt von ihm gewesen,

Er beobachtet die aufsteigenden Blubberblasen in seinem Wasserglas, wie sie an der Oberfläche zerplatzen. „Wie die Träume von Kindern“, sagt Kinski zu sich selbst.

weil er nicht gespürt habe. „Ich wurde ausgetauscht – gegen einen Hund“, sagt Kinski. Wieder würzt er seinen Schmerz mit einer Pointe: „Der war wohl leichter zu erziehen, der machte auf Kommando Sitz.“ Auch seine Mutter sei mit ihm überfordert gewesen, erinnert sich Kinski. Aber dass er im Heim gelandet sei, sei die Schuld seines Stiefvaters. Dieser habe Druck auf seine Mutter ausgeübt. Kinski schüttelt verwundert den Kopf. Er sei doch eigentlich selten frech, laut, unbelehrbar gewesen. Eher zurückhaltend, überlegt. Im Heim sei er dann noch leiser, vorsichtiger und scheuer geworden, sagt der 43-Jährige. Weil er in der Einrichtung fortwährend so ein seltsames Gefühl gehabt habe, als lauere irgendwo eine Gefahr. Etwas, das nicht greifbar, deswegen aber umso bedrohlicher gewesen sei. Sein Gefühl trägt Kinski nicht. Die Gefahr erscheint in Gestalt

eines Mitinsassen, wie er den wenige Jahre älteren Täter nennt. „Ich konnte nicht fliehen, das war wie eine Vergewaltigung im Knast“, beschreibt er diesen Tag, der sich über Wochen viele Male wiederholte. Die pikanten Details habe er erfolgreich verdrängt, sagt Kinski. Die Schmach hingegen, am Morgen danach mit dem Typen wieder am Tisch sitzen zu müssen, werde er niemals vergessen. Mit einem noch nicht strafmündigen Verbrecher, der vor den anderen Kindern höhnte und sich brüstete, der kleine Kinski habe dabei doch auch Spaß gehabt. „Und das Beste war“, so der 43-Jährige, „der Typ wurde dafür belohnt, er durfte zurück zu seinen Eltern. Und ich nicht.“ Er beobachtet die aufsteigenden Blubberblasen in seinem Wasserglas, wie sie an der Oberfläche zerplatzen. „Wie die Träume von Kindern“, sagt Kinski zu sich selbst. Dabei verzieht er schmerzvoll

das Gesicht, als hätte er Zahnschmerzen. Dass er sich schon als Kind und Jugendlicher gegen physische und psychische Angriffe nicht wehrte, war ihm lange Jahre ein Rätsel. Erst in den vielen Gesprächen mit seinem Psychologen und seinen Betreuern über die Erniedrigungen im Heim habe er gespürt, dass mit ihm etwas nicht stimme: „Diese Erkenntnis hatte, neben dem nervigen Schmerz, ja dann was Gutes. Denn so habe ich ein Muster erkannt: Habe ich Angst, will ich mich verkriechen. Verkrieche ich mich, habe ich Angst, wieder aufzutauchen.“ Kinski bezeichnet sich selbst als unsicheren Charakter. Wie jemanden, der von Geburt an nie funktioniert habe. Wie einen Roboter mit emotionaler Fehlfunktion.

„Ich vergaß einfach, wie man sich mit jemandem unterhält.“

Kinski kehrte mit 16 Jahren zurück nach Hause. Nicht, weil seine Eltern ihm eine Chance geben wollten: Das Heim wurde geschlossen, es gab nirgendwo einen Platz für ihn. Sein Stiefvater nahm ihn nur widerwillig auf. Doch der habe ja keine Ausrede mehr gehabt, so der 43-Jährige, dessen Wunschkind, der Hund, sei

nämlich längst tot gewesen. „Dann drehte sich für mich die Elendsspirale fleißig weiter nach unten“, erinnert er sich. „Ich war total bocklos.“ Kinski, ohne Schulabschluss, absolvierte ein Praktikum im Kaufhof. Ohne Erfolg. Nach einem Jahr Arbeitslosigkeit begann er eine Lehre zum Hauswirtschaftshelfer und machte seinen Hauptschulabschluss. Anschließend folgten Ein-Euro-Jobs. Er jobbte bei einer Gebäudereinigungsfirma, kloppte Nachtschichten. Der redselige Kinski verstummte. Er erinnerte sich nicht einmal mehr, wie seine eigene Stimme klang. Zu diesem Zeitpunkt hatte sein Stiefvater ihn längst rausgeekelt. Er zuckt mit den Schultern. „Ich vergaß einfach, wie man sich mit jemandem unterhält.“

Ohne das „gewisse Fünkchen Kommunikationsfähigkeit“ sah Kinski keine Chance auf eine berufliche Zukunft. Deshalb sei er heute heilfroh, auf dem zweiten Arbeitsmarkt zu arbeiten. So müsse er niemandem Rechenschaft ablegen und keine Angst vor einer Kündigung haben. Der 43-Jährige ist in einer Schuhmacherei angestellt, die gebrauchte Schuhe wieder auf Vordermann bringt. Das mache ihm Spaß, weil er sich nicht anstrengen, nicht denken müsse. Er sortiert acht Stunden am Tag Schuhe, kratzt Schmutz von ihnen ab, poliert sie: „Maschine an, Kopf aus“, das ist sein Motto bei der Arbeit. Manchmal sehne er sich jedoch nach einer Herausforderung, so Kinski. Dann

„Ist mir so was von wumpe, ob ich süchtig bin.  
Hauptsache, schmerzfrei.“

träumt er von schwarzen Herrenschuhen, die in einem desolaten Zustand zu ihm kommen: dreckverkrustet, ausgetrocknet, steif. „Und ich kann sie dann, schön stumpf, auf Hochglanz bringen“, sagt er. „Das kann ich sogar, wenn ich mal wieder vor Angst wie gelähmt bin. Ich muss ja bloß die Treter an die Putzmaschine halten.“

Nicht nur seine Ängste hemmen Kinski. Auch seine Rückenschmerzen, verursacht durch sein Übergewicht, bereiten ihm permanente Schmerzen. Er schluckt Schmerzmittel. Mal vier, mal sechs, mal acht am Tag. Er schnipst mit dem Daumen imaginäre Pillen in die Luft, die er anschließend mit weit geöffnetem Mund auffängt, als wären es Bonbons. Ein Arzt hatte ihm vor zehn Jahren eine Medikamentenabhängigkeit attestiert. „Arschbackenkuchenbacken“, war Kinskis Entgegnung. „Ist mir so was von wumpe, ob ich süchtig bin. Hauptsache, schmerzfrei.“ Erst betäubte er nur seinen Rü-

cken, später auch seinen Geist. Er bekam Psychopharmaka verschrieben, gegen seine Stimmungstiefs. Die Pillen nimmt er gern. Weniger gern gehe er zum Arzt, erklärt Kinski, um sich Nachschub zu holen. Auf die Frage, warum das so sei, verschränkt er die Arme vor der Brust und antwortet gereizt: „Da komm ich mir vor wie ein Bettler, der um sein Lebensglück bettelt. Außerdem bin ich laut Doktor eh therapieunfähig.“

Aus diesem Grunde sei ihm auch so vieles egal, betont er. Er mache sich kaum Gedanken um die Welt, Krieg und Frieden. „Wozu auch?“, fragt Kinski in die Luft. „Ich brauche nicht übers Leben nachdenken. Das Leben ist scheiße.“ Er spricht über das Ende der Nahrungskette, an dem er perspektivlos baumele, und die brutale Hackordnung des Lebens. Sein Platz sei da ganz unten. Erfolgreiche Menschen, mit Job, Geld und Glück, bezeichnet er als „stärkere Tiere“, die eben einen Grund zum

Obwohl seine Mutter ihn  
abgeschoben habe, liebe er  
sie schon, sagt er.  
Irgendwie.

Lächeln hätten. Auch Kinski zeigt ein kurzes Lächeln. Dann weicht es einem trotzigem Gesichtsausdruck.

Völlig gleichgültig seien ihm die Menschen dann doch nicht, räumt er ein. Zumindest nicht Kinder und Greise. „Die stehen unter Schutz“, erklärt er mit ausgebreiteten Armen, als wolle er alle Alten und Jungen umarmen. Der Rest der Weltbevölkerung, abgesehen von seinen zwei Freunden, die sich – „über-raschenderweise“, wundert sich Kinski – für ihn interessieren, sei ihm herzlich egal. Dann schnaubt er und lenkt ein: „Na gut, die mol-lige Afrikanerin letztens in der Bahn, die von irgendwelchen Idioten als ‚Fette Kuh‘ bezeichnet wurde, die habe ich auch verteidigt.“ Aber das auch nur, weil auch Dicke ein Recht auf ein wenig Respekt hätten, erklärt er.

Auf die Frage, ob er sich für seine Mutter interessiere, schweigt er eine Minute lang. Kein Spruch, kein Sarkasmus folgt. Das sei sein wunder Punkt, gibt Kinski widerstrebend zu. Obwohl seine Mutter ihn abgeschoben habe, liebe er sie schon, sagt er. Irgendwie. Und das bedeute für ihn, dass er sich um sie kümmern müsse: „Sie konnte nicht für mich da sein, aber ich kann es für sie.“ Der kräftige Kinski fällt bei diesen Worten in sich zusammen. Seine Kraft entweicht wie Luft aus einem Ballon, während er schildert, wie seine Mutter körperlich abbaut, von Tag zu Tag schwächer wird und kaum mehr allein rausgehen kann. Verantwortung, das sei so ein Gefühl, auf das er gut verzichten könne, sagt er. Besonders schlimm mache ihm die fortschreitende Altersstarrsinnigkeit zu schaffen, beschreibt er ihre – und seine – Hilflosigkeit. Die beiden streiten immer häufiger über Geld, welches seine Mutter ihm vor dem Einkauf akribisch in die Hand zählt und dann, zusammen mit den vollen Tüten, von ihm zurückverlangt. Kinski reibt sich mit den Händen über sein Gesicht, um die Gedanken daran wegzuwischen. „Ich habe ziemlich Angst vor dem, was da auf mich zukommt“, sagt er leise. Der emotionale Augenblick endet abrupt. Kinskis Gesichtszüge werden starr. Er stellt hastig klar: Angst vor dem Tod seiner Mutter verspüre er keineswegs. Das Sterben gehöre zum Leben dazu und sei für uns alle unausweichlich. Kin-

„Angst habe ich viel mehr davor, dass wir nach unserem Ableben wieder auferstehen. Wie die Zombies.“

ski schaut auf seine Schuhe und überlegt wenige Sekunden. Dann verschränkt der 43-Jährige die Arme vor der Brust, lehnt sich zurück und sagt: „Angst habe ich viel mehr davor, dass wir nach unserem Ableben wieder auferstehen. Wie die Zombies.“ Er schiebt grinsend nach, dass das wohl unrealistisch sei. Aber er habe sich schon das ein oder andere Mal gefragt, wie er selbst in so einem Horrorszenario, egal, ob nun dank Zombies oder eines Krieges, reagieren würde. Wie würde er in solchen Momenten handeln? Wenn Menschen damit beginnen, sich gegenseitig zu töten, aus Angst, jemand könne ihnen frisches Wasser, Proviant, warme Kleidung oder ihr Auto stehlen? Wenn Dinge, die plötzlich nicht mehr selbstverständlich seien, in der Apokalypse zu einer Art Lebensversicherung werden? „Würdest du dir das etwa gefallen lassen, wenn es um dein Weiterleben geht?“, fragt er. Dann verspricht Kinski, er selbst werde ohne Skrupel zur Waffe greifen: „Einige Menschen trauen es mir vielleicht nicht zu, auf die Lebenden zu schießen. Aber ich würde das ...“ Und das sei sein Auf-

stieg an die Spitze der Nahrungskette.

Kinski, der apokalyptische Killer – die Rolle scheint dem 43-Jährigen noch mehr Freude zu bereiten als die des neugierigen Fragestellers. Kinski hat seinen Text drauf. Aber seine Maskerade hat feine Risse, durch die im Laufe des Tages immer wieder kleine Prisen voll Freundlichkeit, Mitgefühl und Humor rieseln. Plötzlich wird der 43-Jährige unruhig, und er beginnt geschäftig den Tisch abzuräumen. Fühlt er sich enttarnt? Kinski bleibt die Antwort schuldig. Stattdessen setzt er ein freundliches Lächeln auf und erklärt: „Wir sind dann hier fertig. Ich danke dir, ich habe alles erfahren, was ich wissen wollte.“ Dann trägt er die halb vollen Tassen zum Geschirrspüler mit den Worten: „Außerdem ist der Kaffee alle.“

## **Posttraumatische Belastungsstörung**

Seite 121

## **Persönlichkeitsstörung**

Seite 117



*Wir,*  
„Kinski“  
und ich

Alltag im Ausnahmezustand  
Im Porträt: Menschen mit psychischen Erkrankungen

**WIEBE BÖKEMEIER**